

derne) Texte aus weiblicher Hand ans Licht gebracht hat. Dadurch hätte dem Dialekt allerdings mehr Platz eingeräumt werden müssen. Diese Quellen zeugen zwar lediglich von der Sprache von Frauen, die schreiben konnten (wenn sie nicht diktierten), und deshalb nur von einem geringen Teil der gesamten weiblichen Bevölkerung, aber sie erlauben doch einen lebendigen Einblick in den Sprachgebrauch von Frauen, auf die Bedeutung, die das Schreiben für diese haben mochte, wie sie sich zwischen Dialekt und Hochsprache hin- und herbewegten, zwischen der Sprache des Intimen und der Familie und der offiziellen Sprache der Gebildeten. Es hätte sich zweifelsohne gelohnt, diese vielschichtigen und häufig berührenden Quellen zu entdecken, zu analysieren und wertzuschätzen, um sonst zum Schweigen verdammt Frauen erneut zum Sprechen zu bringen.

Luisa Tasca, Florenz

Marijke J. van der Wal u. Gijsbert Rutten Hg., **Touching the Past. Studies in the Historical Sociolinguistics of Ego-Documents** (= *Advances in Historical Sociolinguistics* 1), Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins 2013, 279 S., EUR 99,-, ISBN 978-9-0272-0080-8, E-Book ISBN 978-9-0272-7177-8.

Der vorliegende Band ist aus einer 2011 in Leiden veranstalteten Tagung hervorgegangen und versammelt elf Beiträge von SprachwissenschaftlerInnen und einem Historiker, die sich in historisch-soziolinguistischer Perspektive mit Ego-Dokumenten vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts befassen. Vor dem Hintergrund der nunmehr reichhaltigen internationalen sozial- und kulturhistorischen Forschung zu Selbstzeugnissen, die gerade in den Niederlanden um Rudolf Dekker eine frühe Verankerung gefunden hat, erscheint der linguistische Zugang zur sozialen, aber auch geschlechterspezifischen Verfasstheit sowie zu dem Gebrauch von Sprache(n) besonders anregend. Gegenstand der Untersuchungen, die ein breites soziales Spektrum an sprachlicher Produktion abdecken und teilweise die Kategorie Geschlecht mitberücksichtigen, sind Einzeldokumente sowie in den meisten Fällen linguistische Corpora (Briefe, Zeitungen usw.).¹ Die Textsorten umfassen vor allem Geschäftsbriefe, Privatkorrespondenzen, Tagebücher und autobiographische Texte, aber auch Bittschriften sowie Gerichtsakten – verstanden von Laura Wright als „quasi-ego-documents“ (263) beziehungsweise als eine Variante von „life-writing“ (243). Wird mehrheitlich Varianz innerhalb einer Sprache untersucht, namentlich innerhalb des Englischen, Niederländischen und Französischen, beschäftigen sich drei der Beiträge mit Situationen von Mehrsprachigkeit: französisch-englische Diglossie in der Nouvelle France in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die kom-

¹ Zum Englischen vgl. die Datenbank CoRD, die eine große Zahl von linguistischen Corpora umfasst: <http://www.helsinki.fi/varieng/CoRD/index.html>, Zugriff: 4.11.2014.

plexe Mehrsprachigkeit in Litauen Ende des 19. Jahrhunderts sowie jene auf der Insel St. Helena, die im Untersuchungszeitraum um 1700 der englischen East India Company als strategischer Stützpunkt im südlichen Atlantik diente.

Zentrales Anliegen des Bandes ist es, Varianz und Sprachwandel sowie Sprachenwahl und Sprachwechsel anhand von schriftlichen Zeugnissen aus der Vergangenheit zu fassen und dafür die meist an mündlicher Sprachproduktion entwickelten Methoden der Soziolinguistik für die historische Untersuchung zu adaptieren. Die Entscheidung für jene Textsorten, die unter verschiedenen sozialen Bedingungen das Selbst thematisieren, habe den Vorteil, so die HerausgeberInnen, anhand sozialer Kontextualisierung und linguistischer Analyse Spuren von mündlichem Sprachgebrauch zu fassen. France Martineau unterstreicht in ihrem Beitrag die genuine „Hybridität“ der Textsorte Ego-Dokument (Genrekonventionen und individuelle Praxis, Standard- und vernakulare Elemente), deren Informationswert gerade darin liege, „what it tells us about the relationship between the writer and the spelling code, and ultimately, about the use of language“ (135). Damit soll ein Beitrag zu einer Sprachgeschichtsschreibung geleistet werden, die weniger Normenbildung nachzuzeichnen denn im Sinne einer „Sprachgeschichte von unten“ (Stephan Elspaß) „the multi-faceted linguistic past“ (12) zu fassen sucht.

Der Band versammelt unterschiedliche Zugänge. Insgesamt zentral bei einer soziolinguistischen Untersuchung historischen Materials ist die Kontextualisierung. Denn vernakulare beziehungsweise Standardformen lassen nicht unbedingt direkt auf die soziale Zugehörigkeit der SprachproduzentInnen rückschließen. Diesen Aspekt bespricht Anthony Lodge in seiner Untersuchung eines Bittschreibens, das Mlle de la Tousche, Gouvernante der Kinder des schottischen Königshauses, 1547 an die frankophone Königin Schottlands Marie de Guise richtete. Er versucht zu zeigen, dass jene phonetischen und morphologischen Elemente, die seitens der zeitgenössischen Humanisten klar als „unrein“ verworfenen wurden, weniger als „authentische“ Umgangssprache der Pariser Unterschichten zu interpretieren seien denn als in katholisch-höfischen Kreisen beliebte Ausdrucksformen; die Bittstellerin, selbst adeliger Herkunft, beziehungsweise ein Sekretär, der für sie schrieb, setzte sie vermutlich strategisch ein, „like putting on her most fashionable Parisian dress“ (30). Zu fragen wäre hier weiterführend, ob es sich um eine geschlechterspezifische Strategie handelte oder um Spezifika der Textsorte und des Milieus.

Der Korpuslinguistik verpflichtet sind die beiden aus dem Leidener „Letters as Loot“-Projekt² hervorgegangenen Beiträge, welche die Faktoren soziale Herkunft, Ge-

2 „Letters as Loot. Towards a non-standard view of the history of Dutch“ (<http://hum.leiden.edu/research/letters-as-loot/project/about-the-project.html>, Zugriff: 4.11.2014): von Marijke van der Wal geleitetes sprachhistorisches Forschungsprogramm zu einem Korpus von über 38.000 niederländischen Privat- und Geschäftsbriefen vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert, die im Rahmen der englisch-holländischen Kriege von Großbritannien konfisziert worden waren; ungefähr tausend dieser Briefe sind nunmehr auch transkribiert und online zugänglich.

schlecht und Schreibpraxis (*writing experience*) verbinden. In einem Vergleich zweier Samples von niederländischen Privatbriefen (aus den 1660/70er und aus den 1770/80er Jahren), die von unterschiedlich schriftkompetenten SchreiberInnen stammen, untersuchen Marijke van der Wal und Gijsbert Rutten die Verwendung von Briefformeln im Kontext von Bildungs- und LeserInnengeschichte. Nahm der Gebrauch von formelhaften Diskurselementen, die rasch verfügbare und allgemein verständliche Kommunikationsvehikel darstellen, innerhalb des Untersuchungszeitraums ab, geschah dies – von Ausnahmen abgesehen – bei Frauen insgesamt sowie bei weniger gebildeten Männern später: Sprachgebrauch war hier geschlechterspezifisch insofern, als er an den Zugang zu aktiver Schriftlichkeit gekoppelt war, das heißt dem Faktor der Schreibpraxis kommt eine zentrale Rolle zu. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch der zweite Leidener Beitrag von Judith Nobels und Tanja Simons, der die soziale und geschlechterspezifische Verwendung von Anredepartikeln in einem Sample von ca. 700 Briefen aus dem 17. und 18. Jahrhundert unter die Lupe nimmt; die soziale Komponente schien hier jedoch schwerer ins Gewicht zu fallen als Geschlecht. Aber auch der Sprachgebrauch ein und derselben Person konnte variieren. Ingrid Tieken-Boon van Ostade kann in Jane Austens Privatkorrespondenz und Romanen herausarbeiten, dass die Autorin sogenannte „flat adverbs“ (i. e. eine nicht-Standardform ohne der Endung *-ly*) sowohl als literarisches Instrument zur sozialen Charakterisierung von Romanfiguren als auch im Rahmen informeller persönlicher Kommunikation verwendete. Ein jüngeres Beispiel ist jenes des aus dem nordfranzösischen Kohlegrubenmilieus stammenden Gaston B. Anhand der Briefe, die er während seiner Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg an seine Ehefrau und an seine Mutter sandte, arbeitet Carita Klippi eine heterogene Sprachpraxis heraus, die sowohl von republikanischer Sprachpolitik als auch von regionalen und sozialen Variationen bestimmt war. Das Ineinanderwirken von Schriftcode, Mündlichkeit und Sprachwandel steht auch im Mittelpunkt von France Martineaus Analyse des Tagebuchs des französisch-kanadischen Kaufmanns Charles-André Barthe (1765) sowie der über drei Generationen reichenden bilingualen Korrespondenz der frankophonen, in Detroit ansässigen Kaufmannsfamilie Campeau: Geschlecht schien im Gegensatz zu anderen Untersuchungen hier eine geringere Rolle zu spielen als Generation, zumal in der zweiten, zweisprachigen Generation Frauen und Männer mit ihren Eltern auf Französisch, untereinander aber in beiden Sprachen korrespondierten. Die Mikroanalyse vermag zudem Aufschluss über den allgemeinen Sprachwechsel vom Französischen zum Englischen um 1800 in Michigan geben.

Stand in den bisher erwähnten Beiträgen die Frage von sozialer Differenz, Varianz und historischem Kontext im Vordergrund, beschäftigen sich mehrere Aufsätze mit den Modalitäten der Selbstdarstellung. HistorikerInnen vertraut ist der kulturhistorische Blick, den Peter Burke, zusammen mit Roy Porter einer der Pioniere einer Sozialgeschichte der Sprache, auf die rhetorischen Strategien des „impression management“ (Goffmann) in europäischen autobiographischen Texten des 17. Jahrhunderts wirft. Arja Nurmi wiederum versucht, in einer englischen Handelskorrespondenz aus dem

16. Jahrhundert³ den Gebrauch von *should* beziehungsweise *must* mit der sozialen Distanz der Schreiber zueinander zu korrelieren. Soziale Positionierung und *self-fashioning* analysiert auch Anni Sairio in ihrer subtilen Analyse der Freundschaftskorrespondenz, die Elizabeth Robinson (später bekannt als Montagu) und die Herzogin von Portland, Lady Margaret Cavendish Bentinck, Anfang der 1720er Jahre unterhielten. Die soziale Hierarchie wird beiderseits klar markiert (Anrede, Lexikalisierung bestimmter Beziehungsaspekte). Die erstere, sozial schwächer gestellte Korrespondentin vermochte jedoch mithilfe von teils indirekten Verweisen auf ihre umfangreichen Lektüren und durch Sprachironie eben diese Hierarchie spielerisch zu hinterfragen. Einer besonderen Thematisierung des Selbst geht Matylda Włodarczyk in den Petitionen nach, welche die südafrikanische Siedlerin Jane Erith in den 1820er Jahren an die kolonialen Behörden richtete. Die Autorin argumentiert, dass gerade Selbstthematisierung (*self-reference*) ein zentrales Merkmal dieses mehr oder minder stark institutionell strukturierten Genres sei. Fragen der sozialen Identität behandelt auch Aurelija Tamošiūnaitė in ihrer Analyse eines Samples aus dem mehrsprachigen, ehemals zu Polen, seit 1795 zu Russland gehörigen Litauen. Das Sample (122 Briefe von 42 litauischen SchreiberInnen Anfang des 20. Jahrhunderts) fällt damit in die Zeit von Sprach- und Schreibreformen: die kyrillische Schrift ersetzte 1864 offiziell die lateinische, Russisch wurde Sprache der Verwaltungs- und Regierungsinstitutionen und der Schule, wohingegen, grob gesprochen, Polnisch weiter von der katholischen Kirche sowie privat von den städtischen Mittel- und Oberschichten verwendet wurde, Litauisch von den nahezu ausschließlich ländlichen Unterschichten und Jiddisch von großen Teilen der städtischen jüdischen Bevölkerung. Erschienen Sprachen und Aufschreibesysteme besonders in den Oberschichten politisch-konfessionell konnotiert, zeugt der Schriftgebrauch der litauischen Unterschichten von einer wesentlich vielschichtigeren Realität (Triglossie), zumal die Durchsetzung des Schreibstandards vorrangig vom Zeitpunkt des Schrifterwerbs (vor oder nach der Ausbildung des Standards) sowie von der Schreibweise der im Unterricht verwendeten katholischen Gebetbücher abzuhängen schien und damit kaum ideologische Züge trug. Den Abschluss bildet Laura Wrights Versuch, anhand von Gerichtsakten vom Ende des 17. Jahrhunderts die Sprache(n) der auf der mehrsprachigen Insel St. Helena festgehaltenen SklavenInnen zu eruieren. Der Problematik eines solchen Unterfangens wohl bewusst argumentiert sie, dass eine solche Quelle die bestmögliche Annäherung an die Sprache jener darstelle, die aufgrund ihrer Abhängigkeit selbst kein Zeugnis ihrer Sprachpraxis hinterlassen konnten. Die Analyse kommt zu dem vorsichtig formulierten Schluss, dass SklavenInnen neben ihren jeweiligen ostafrikanischen oder asiatischen Muttersprachen und bisweiligen Englischkenntnissen eine gemein-

3 Aus dem Corpus of Early English Correspondance (CEEC), in Helsinki angesiedeltes Programm zur englischen Sprachgeschichte auf der Basis von Korrespondenzen: <http://www.helsinki.fi/varieng/domains/CEEC.html>, Zugriff: 4.11.2014.

same, an das auf der Insel vorherrschende Südenglisch angelehnte Kreolsprache entwickelt hätten, welche die SiedlerInnen vermutlich nicht beherrschten.

Der Band bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für HistorikerInnen, die sich mit der sozialen und kulturellen Entwicklung von Personenkategorien und -konzepten in der Vergangenheit auseinandersetzen, aber auch für jene, die sich für den Umgang mit Schrift sowie das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, für Bildungsgeschichte und nicht zuletzt für Paläographie interessieren. Er bietet darüber hinaus Anknüpfungspunkte für eine Feinanalyse von Transkulturation und kultureller Mehrfachzugehörigkeit – zentrale Phänomene der Neuzeit. Und schließlich lassen sich Brücken zur Geschlechtergeschichte schlagen, zumal konkreter, selbst symbolisch und sozial strukturierter Sprachgebrauch von Frauen und Männern Geschlechterkategorisierungen ebenso mitkonstituiert wie deren soziale Handlungsspielräume.

Ulrike Krampfl, Tours

Michaela Wolf, **Die vielsprachige Seele Kakanien. Übersetzen und Dolmetschen in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918**, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2012, 439 S., EUR 39,-, ISBN 978-3-205-78829-4.

Daniel Baric, **Langue allemande, identité croate. Au fondement d'un particularisme culturel**, Paris: Armand Colin 2013, 408 S., EUR 32,-, ISBN 978-2-200-27726-0.

Die kommunikations-, sinn- und realitätsstiftende Rolle von Sprache und Übersetzung, aber auch deren Funktion als Mittel zur Bewältigung des komplexen Alltags im multikonfessionellen und multiethnischen Habsburger Reich im langen 19. Jahrhundert stehen – mit jeweils unterschiedlichen Gewichtungen – im analytischen Mittelpunkt der Studien von Michaela Wolf, Translationswissenschaftlerin an der Karl-Franzens-Universität Graz, und Daniel Baric, Germanist an der Université François-Rabelais de Tours.

Beide Bücher geben wichtige Impulse zu einem verfeinerten Verständnis der vertrackten Kulturlage in der späten Habsburgermonarchie, insbesondere für die Zeit nach 1848, als sich Nationalisierungstendenzen und nationale Emanzipationsbewegungen intensivierten, in der Praxis allerdings mit einer überlieferten Mehrsprachigkeit einhergingen, die sie gleichzeitig zu überwinden versuchten. Einsprachigkeit war mit anderen Worten keineswegs die Regel und musste oft eine praktizierte Mehrsprachigkeit verdrängen. Von einem Verständnis von Sprache als sozialer und kultureller Praxis ausgehend, betonen sowohl Wolf als auch Baric die Situationsbedingtheit und -gebundenheit der Sprache in sozialen, beruflichen, kulturellen, religiösen, standes-, alltags- und bildungsrelevanten Kontexten. Obwohl unterschiedlich konzipiert (Wolfs Buch setzt sich stark mit theoretischen Konzepten auseinander, während Baric seine Analyse